

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 29 (2016)
Heft: 5

Artikel: Zwischen angemessen und rentabel
Autor: Meyer, Friederike
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-632919>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Mit Holz verkleidete Sanitärcontainer
vor der Kirche Rosenberg in Winterthur.

Zwischen angemessen und rentabel

**Rund 39 500 Menschen haben im Jahr 2015 in der Schweiz einen Asylantrag gestellt.
Wie sind die Menschen untergebracht? Eine Spurensuche.**

Text: Friederike Meyer, Fotos: Nelly Rodriguez



Eine von zehn Holzboxen
im Kirchenraum.
Foto: Christian Schwager

«Wenigstens ein Fenster und eine Tür wollte ich pro Haus ermöglichen», sagt Markus Jedele vom Architekten-Kollektiv aus Winterthur. Er steht in der Kirche Rosenberg in Winterthur und resümiert. Alles ging rasend schnell. Ende November 2015 hatte die Kirchgemeinde der Stadt die selten genutzte Kirche als Unterkunft für Flüchtlinge angeboten. Vier Tage später war der Mietvertrag für zwei Jahre formuliert. Doch ein Brandschutzgutachten erklärte die vorgesehenen Häuschen von Ikea für untauglich. «Ich hatte drei Tage Zeit für die Planung», sagt Jedele. Noch vor Weihnachten bestellte er 22 Tonnen Holz. Anfang Januar wurden die von ihm entworfenen Häuser montiert, Kirchenkanzel und Fenster mit Verschalungen geschützt und die Bänke auf der Orgelempore verstaut. Zehn Häuser finden im Kirchenraum Platz, vier weitere im Gemeindeforum darunter. Kaum eine Hand passt zwischen die Wände, davor entsteht ein kleiner Platz. 17 Quadratmeter Grundfläche bietet ein Haus. Fünf Betten, ein Schrank und ein Tisch mit Stühlen stehen darin. Die Wände sind weiss gestrichen, eine Glühbirne hängt an der Decke. Zum Waschen und Kochen stehen Container im Hof, verbunden durch einen überdachten Gang aus Holzlatten. Markus Jedele wirkt stolz und ein wenig erschöpft. Inzwischen wohnen siebzig Menschen in der Kirche.

Ein Fenster und eine Tür – wer über Unterkünfte für Asylbewerberinnen spricht, hat nicht nur mit den Grundbedürfnissen des Wohnens zu tun, sondern auch mit dem Schweizer Asylsystem. Es ist unter Druck geraten. Rund 39 500 Menschen haben im Jahr 2015 in der Schweiz Asyl beantragt. Im Vergleich zu anderen Ländern ist das wenig. Mehr als eine Million Menschen haben 2015 allein die deutsche Grenze passiert. Dennoch, die Kantone und Gemeinden in der Schweiz suchen nach Unterkünften. Private Wohnungen, alte Hotels, eine Messehalle, eine Kirche, alles ist willkommen. Auch Zivilschutzanlagen müssen erhalten. Das Foto von den Containern vor der Zivilschutzanlage auf dem Lukmanierpass, wo im Sommer 2015 rund sechzig Menschen untergebracht waren, ging um die Welt. Die Schweiz steckt ihre Asylbewerber unter die Erde oder schickt sie in die Berge. Das kam als Botschaft im Ausland an. Ist das wirklich so? Wie ist die Schweiz auf Asylbewerberinnen vorbereitet? Welche Rolle spielen Architekten? Und was gilt als menschenwürdig und angemessen?

Wer diese Fragen stellt, muss Grundkenntnisse im Asylwesen erwerben, knochentrockene Texte lesen und an viele Orte fahren. Das Asylwesen der Schweiz ist zwischen Bund, Kantonen und Gemeinden klar geregelt. Der Bund kümmert sich um das Verfahren, die Kantone und Gemeinden um Unterkunft und Betreuung. Für die Geflüchteten bedeutet das vor allem, mehrfach umzuziehen und sich immer wieder an neue Orte und Mitbewohner zu gewöhnen. Die Kantone und Gemeinden müssen auf schwankende Zahlen reagieren, manchmal von heute auf morgen Platz schaffen und mit den Pauschalen auskommen, die der Bund pro Person zahlt.

Das abgestufte System

Wer neu ankommt, wird registriert. Das geschieht in der Regel in den Empfangs- und Verfahrenszentren, die der Bund betreibt. Fünf gibt es davon, in Basel, Chiasso, Kreuzlingen, Vallorbe und Altstätten. Die Bezeichnung klingt netter, als es ist. Meist schlafen zehn Personen in einem Raum. Sie werden mit Essen versorgt, Kinder können nicht zur Schule gehen. Es besteht Anwesenheitspflicht. Ein Ziel ist, jene, die voraussichtlich keine Chance auf Asyl haben, auszusortieren. Der Aufenthalt im Empfangszentrum ist auf neunzig Tage begrenzt. Danach müssen die Asylbewerberinnen in eine kantonale Einrichtung

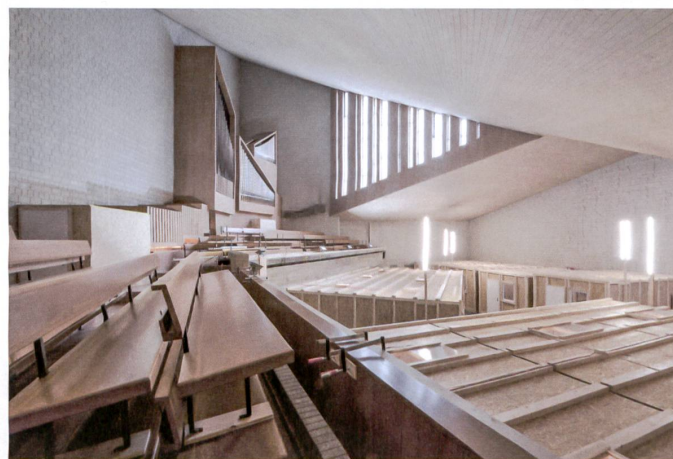
umziehen. Wie diese aussieht, darüber entscheiden die Kantone. Manche beauftragen private Firmen oder Sozialdienste wie die Caritas, manche organisieren alles in den zuständigen Ämtern. Wie viele Menschen ein Kanton aufnimmt, richtet sich nach der Einwohnerzahl. Für den Kanton Zürich zum Beispiel sind es 17 Prozent aller Asylbewerber. Wie bewältigt er das, wenn kaum Grundstücke oder Wohnungen leerstehen geschweige denn bezahlbar sind? Und was macht der dünn besiedelte Kanton Graubünden, wo der Tourismus unter dem starken Franken ächzt, entlegene Dörfer um Nachwuchs bangen und Gemeinden fusionieren, um sich noch verwalten zu können? Graubünden bekommt 2,7 Prozent.

Zum Beispiel Graubünden

«Bis zum Jahr 2007 hatte Graubünden viele einzelne Wohnungen in den Gemeinden gemietet», sagt Kantonsbaumeister Markus Dünner. «Mitunter musste ein Sozialarbeiter extra zum Wechseln einer Glühbirne anreisen. Der Personalaufwand und die Renovierungskosten waren hoch. Zudem setzte man im Hinblick auf eine selbstständige Lebensweise falsche Anreize. Heute nutzt der Kanton für die Unterbringung mit wenigen Ausnahmen Kollektivunterkünfte. Das ist deutlich günstiger.» Graubünden unterscheidet Erstaufnahme-, Transit- und Ausreisezentren. Hinzu kommen minimal ausgestattete Container für Menschen, die in anderen Unterkünften nicht mehr tragbar sind. Im Vergleich zu vielen Kollektivunterkünften in Deutschland, wo derzeit dreimal am Tag das Catering kommt und der Wäscheservice die Laken abholt, ist die Haltung konsequent: Die Ausstattung fördert die Selbstständigkeit der Bewohnerinnen. Kochgelegenheiten und Waschküchen gehören ebenso dazu wie Aufenthaltsräume, ein obligatorischer dreimonatiger Deutschkurs und die Beteiligung am Hausdienst «Co-Work». Wer sich weigert zu putzen, erhält weniger Taschengeld.

Kollektiv wohnen

Das Erstaufnahmезentrum von Graubünden, das EAZ Foral, liegt im Westen von Chur. In einer ehemaligen Saisonarbeiterunterkunft zwischen Baumaschinenvermietern und einem Gartencenter sind 180 Menschen untergebracht. Der Leiter der Einrichtung, Philipp Hermann, wirkt so gelassen und bestimmt, wie jemand wohl sein muss, der seit Jahren im Asylwesen tätig ist. Er klopft an, bevor er eine Tür öffnet, bittet um Eintritt. Drei Paare aus Afghanistan teilen sich ein Zimmer mit Stockbetten. Sie sitzen auf dem Boden und essen. «Wir versuchen auf Wünsche einzugehen», sagt Hermann. Normalerweise werden →



Anstelle der Bänke stehen nun zehn Holzboxen in der Kirche. Foto: Christian Schwager



Geplantes Erstaufnahmezentrum Graubünden für 180 Personen.



Der Grundriss ermöglicht variable Zimmergrössen.

→ Frauen und Männer getrennt untergebracht. Das «Foral» ist heruntergewohnt. Hier haben viele hundert Menschen unterschiedlicher Kulturen, die unfreiwillig da sind und schnell weiter wollen, Spuren hinterlassen. Die Wände rufen nach Anstrich, die Möbel nach Sperrmüllabfuhr. Die Küchenschränke sind leer und haben keine Türen. 2017 läuft der Mietvertrag des Kantons mit den Eigentümern aus. Ein Neubau ist geplant. 2014 hat das Hochbauamt Graubünden einen selektiven Gesamtleistungswettbewerb durchgeführt. Eine schön gestaltete Broschüre fasst das Ergebnis zusammen. Auf einem Grundstück in der Gemeinde Churwalden, neben dem Zivilschutzausbildungszentrum, soll ein Holzhaus für 180 Menschen entstehen. Man will die regionale Wirtschaft gemäss den gesetzlichen Möglichkeiten stützen. Das Churer Büro Liesch Ott Architekten, angetreten mit der Impleria, gewann den Wettbewerb. Sie haben ein dreigeschossiges Haus mit leichtem Knick an die Strasse gesetzt. Der Entwurf balanciert die Ansprüche an gute Architektur, einfache Erscheinung und Funktionalität. «Wir dachten an eine Jugendherberge, aber auch an das Temporäre, Raue und Handwerkliche eines Bretterstapels», sagt Architekt Marcel Liesch. Zwei bis sechs Personen sind pro Zimmer geplant, der zweibündige Grundriss soll es möglich machen, Zwischenwände zu versetzen. Auf die Schlagzeile im «Blick» - «In Churwalden entsteht das schönste Asylheim der Schweiz» - antwortet Kantonsbaumeister Markus Dünner mit dem Credo seiner Behörde: «Auch ein Asylheim ist Teil unserer Baukultur.» Er wirkt zufrieden mit diesem Satz.

Umnutzen statt neu bauen

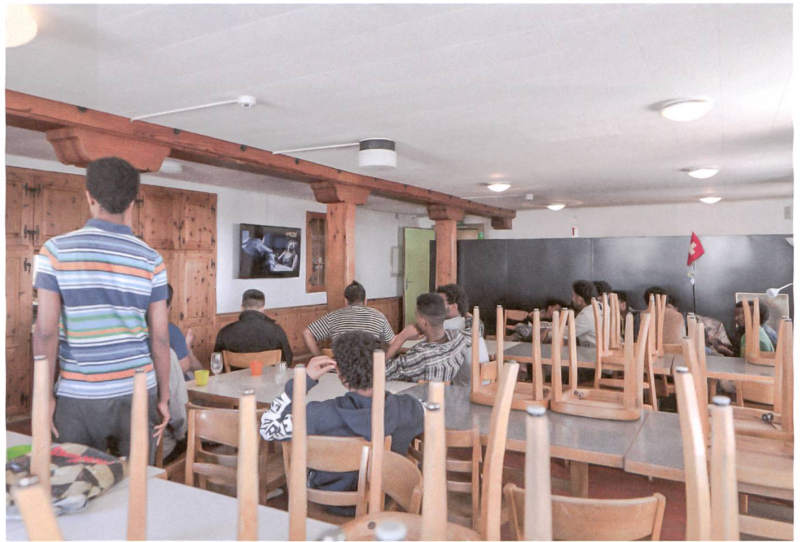
Wer ein Bündner Erstaufnahmezentrum absolviert hat, kommt in ein Transitzentrum, bis der Asylantrag rechtskräftig entschieden ist. Auch hier gibt es Gemeinschaftsküchen und Bäder. Doch eine weitere Stufe der Integration ist erklommen. Die Mitarbeit bei Hausarbeiten wird minimal entlohnt. Wer einen Job gefunden hat, darf sich eine Wohnung mieten. Das ist ein Ansporn. «Eigene Arbeit, eigenes Leben. Das ist der Ansatz», sagt Markus Dünner. Das klingt bemerkenswert, ist doch die Schweiz im Ausland eher für ihre Integrationshürden bekannt. Gebäude sucht der Kanton über Inserate und findet oft ehemalige Ferienanlagen, die er mietet. Das Prinzip «umnutzen statt neu bauen» ist sinnvoll, erhält es doch vielleicht sogar das eine oder andere Haus. Dünner relativiert: «Viele alte Hotels oder Ferienhäuser, die uns Eigentümer anbieten, sind unbrauchbar, eine Inbetriebnahme wäre mit unverhältnismässigen Investitionen verbunden. Teilweise liegen sie in einer falschen Zone, manche standen sehr lange leer.»

Wohnen, wo andere Urlaub machen

In Litzirüti steht das jüngste Transitzentrum von Graubünden, das «Valbella». Sich erholen können von den Strapazen der Flucht, das sind die angenehmen Gedanken beim Anblick des fünfgeschossigen Hauses mit Holzbalkonen. Doch wie sollen die Menschen im Fünfzig-Seelen-Ort Litzirüti unterhalb von Arosa lernen, Teil der Schweizer Gesellschaft zu werden? Immerhin: Der Bahnhof ist gleich nebenan, nach Chur sind es fünfzig Minuten, 17 Mal am Tag fährt ein Zug. Hundert Menschen kommen im «Valbella» unter. Bis zu einem Jahr werden die meisten bleiben. Zwei Stockbetten gibt es pro Zimmer, ein Waschbecken, Külschrank, Stauraum. Die Holzbretter an Wänden und Decke erinnern an früher. Tausende Schüler aus Baden haben hier ihre Ferien verbracht, Jugend- und Sportleiter haben sich fortgebildet. Seit den Neunzigerjahren konnte das Haus nicht mehr rentabel betrieben werden. Für zehn Jahre mietet es nun der Kanton. 400 000 Franken hat er →



Familienzimmer mit Waschbecken und Kühlschrank.



Speisesaal und Fernsehraum.



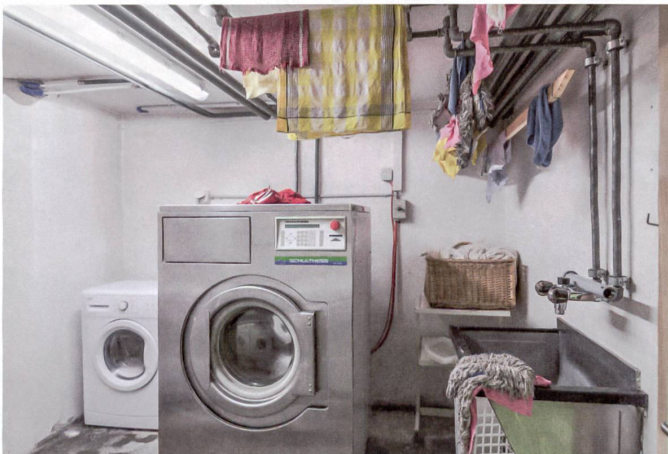
Das ehemalige Sport- und Ferienhaus Valbella in Litzirüti bietet Platz für hundert Asylbewerberinnen.



Aufenthaltsraum für Familien im «Valbella».



Selbst einkaufen, selbst kochen. Die Küche schliesst um 22 Uhr.



Selbst waschen, trocknen, putzen. Die minimal entlohnten Putzjobs im «Valbella» sind beliebt.

→ in den Umbau gesteckt. Es ist eine seltsame Mischung aus überstrichener Altbausubstanz, neuen Bauteilen und ausrangiertem Mobiliar. Ein grosser Teil ging für die Brandmeldeanlage drauf, für neue Türen und eine zusätzliche Fluchttür in der Hauswand. Die Gebäudeversicherung stuft Kollektivunterkünfte als Objekte mit hoher Feuergefahr ein. Die Gemeinschaftsduschen erhielten Einzelabteile, die Küche vier neue Herde. Scharfe Gewürze liegen in der Luft, es spritzt und dampft in den Töpfen, jemand knetet Teig. Die Bewegungen der jungen Männer sind kraftvoll bis hektisch, die Atmosphäre erinnert an Garküchen in Fernost. Selbst kochen, selbst waschen, selbst putzen, das Prinzip Selbstständigkeit ist überall gleich in der Schweiz. Im «Valbella» erhält jede Person 358 Franken pro Monat zum Leben. Zwei Franken sind fürs Fernsehen abgezogen. Fahrten zum Amt oder zum Arzt werden zusätzlich bezahlt. Ein Putzjob für drei Franken pro Stunde ist beliebt. Bald wird der Schnee das Fussballfeld freigeben, den Tennisplatz, das Schachspiel. Der Leiter des Transitcenters, Armin Bühler, hat viele Pläne. Im Stall hinterm Haus will er Hühner halten, in der ehemaligen Garage eine Werkstatt aufbauen. Es ist sein Konzept gegen die Langeweile.

Selbstständigkeit und Grenzen

Ist ein Asylverfahren entschieden, zerfällt die Gruppe der Bewerber in anerkannte Flüchtlinge, vorläufig aufgenommene und abgewiesene. Wer bleiben darf, muss sich eine Wohnung suchen. Der kantonale Sozialdienst hilft mit Angeboten. Doch alles, was den Standard des Erstaufnahmecenters erreicht, gilt als zumutbar und muss bezogen werden, sonst wird das Geld gekürzt. Die Schweiz ist auch da rigoros. Migranten brauchen klare Vorgaben, lautet das Prinzip. Wer abgewiesen ist und aus verschiedenen Gründen nicht zurückgeschickt werden kann, kommt in Graubünden in das Ausreisezentrum Flüeli. Das Haus am Rand der 128-Seelen-Gemeinde Valzeina ist längst überregional bekannt. Nicht nur durch den mehrfach preisgekrönten, 2012 gedrehten Dokumentarfilm «Life in Paradise», sondern auch durch die Arbeit des Vereins «Miteinander Valzeina». Er kann als Vorbild gelten, wenn es darum geht, die Konflikte der Integration in den Gemeinden aktiv anzugehen. Die Zeitungen sind voll mit Berichten über Gemeinden, die sich gegen Asylbewerberheime wehren. Diffuse Ängste vor dem Fremden und Sozialneid gibt es immer und überall. Doch alle berichten das Gleiche: Sobald die Geflüchteten eingezogen sind, kehrt die Stimmung ins Positive. Markus Dünner erzählt, dass der Vermieter einer Kollektivunterkunft auf der Lenzerheide anfangs Drohungen erhalten habe. Als sie nach zwei Jahren geschlossen werden sollte, hätten sich Anwohner und Gewerblen um den Verbleib der inzwischen in der Gastronomie und im Tourismus arbeitenden Asylsuchenden bemüht.

Zum Beispiel Zürich

Im Kanton Zürich ist die Unterbringung weniger zentralistisch organisiert als in Graubünden. Anfangs wohnen die Asylbewerber in rund um die Uhr betreuten Durchgangszentren, nach zwei bis sechs Monaten werden sie den Gemeinden zugewiesen. Das Prinzip: Je mehr Menschen von aussen ins System drängen, desto früher kommen sie in die Gemeinden. Der Kanton Zürich arbeitet mit der Asyl-Organisation Zürich (AOZ) zusammen, einer selbstständigen, öffentlich-rechtlichen Anstalt der Stadt Zürich. Im Auftrag von Bund, Kanton und Gemeinden betreut sie mit rund 900 Mitarbeitern Asylsuchende und Flüchtlinge. Wenn AOZ-Direktor Thomas Kunz über seine Arbeit spricht, muss er immer zwischen Bund, Kanton und Kommune unterscheiden. →



Stauraum im Gang vor den Gruppenräumen.



Das ganze Dorf Litzirüti im Blick.



Wieder die lange Welle: Eingangszone der Messehalle 9 in Zürich-Oerlikon.



Das rückwärtige Fenster der Boxen ist meist behelfsmässig abgedeckt.



Sanitärcontainer am Ende der Halle.



Anlaufstelle für Fragen aller Art.

→ Da ist zunächst das Zentrum Juch. Die AOZ betreut hier Asylsuchende im beschleunigten Verfahren, das der Bund in Zürich getestet hat. Laut einem Gesetzesbeschluss von 2015 sollen sechzig Prozent der Asylanträge künftig abgeschlossen werden, während die Asylsuchenden noch in einem Bundeszentrum untergebracht sind. Dafür wurde der maximale Aufenthalt von 90 auf 140 Tage erhöht. Thomas Kunz sieht Herausforderungen, wenn das Verfahren in allen Bundeszentren eingeführt wird. Bei einem längeren Aufenthalt steigen die Anforderungen an Unterbringung und Betreuung. «Das betrifft unter anderem die Schule, Beschäftigungsprogramme, Deutschkurse und ziviles Engagement», sagt Kunz.

Wenn er auf die Ebene des Kantons wechselt, wirkt er gelöster. «In den Durchgangszentren gibt es Trends zum individuellen Wohnen», sagt er. Meist sind es grosse Häuser, in denen bis zu hundert Menschen wohnen. Die Zusammensetzung der Bewohnerinnen ändert sich laufend. Zwei bis sechs Personen in einem Zimmer, bis zu 15 in einer Wohnung. Sie versorgen sich selbst. Kinder gehen in die Schulen im Quartier. Aktuell betreibt die AOZ sieben Durchgangszentren, davon drei temporäre in Zivilschutzanlagen. Wie keine andere Unterkunft provozieren Zivilschutzanlagen die Frage, was menschenwürdig ist. Was geht gerade noch? Und wie lange? Thomas Kunz bleibt diplomatisch: «Wenn sich das ganze Leben unterirdisch, auf engstem Raum und praktisch ohne Intimsphäre, ohne individuelle Koch- und Waschmöglichkeit abspielt, ist ein normales Leben nicht möglich. Das ist auf die Länge nicht menschenwürdig.» Man nimmt ihm ab, dass Zivilschutzanlagen die letzte aller Möglichkeiten sind.

Zwischennutzen

Im Auftrag der Stadt Zürich hat die AOZ die Messehalle 9 in Oerlikon gemietet. Für zunächst ein Jahr. Hier sind auf zwei Ebenen 250 Menschen untergebracht. Oben, wo mehr Licht in die Halle fällt, Familien, alleinstehende Frauen und unbegleitete Minderjährige, unten alleinstehende Männer. Ursprünglich sollten, wie in der Kirche in Winterthur, die brandschutzuntauglichen Häuschen von Ikea in der Halle stehen. Es blieben drei Tage Zeit für eine Alternative: Boxen aus Pressspanholz, entworfen von Architekt Hans Stutz. Sie haben Luken statt Fenster. Vier Betten stehen jeweils darin, ein Schrank und ein Spind. Die Bewohner von vier Boxen teilen sich einen Küchencontainer, am Ende der Halle stehen Waschcontainer. Es gibt WLAN für alle, eine Fernsehhecke und einen Spielcontainer. Die Lüftung rauscht so laut wie in einer Flugzeugkabine, es riecht nach Holz.

→



Eine Box zum Schlafen, Essen, Habseligkeiten-Lagern.



Strom zapfen und kochen. Je vier Boxen teilen sich einen Container in der Halle.

→ Individuell wohnen und neu bauen

«Menschen, die hier bleiben wollen, sollen in den Gemeinden individuell wohnen», sagt Kunz. Es klingt wie sein Mantra. Die AOZ mietet dafür Häuser und Wohnungen von der Stadt, auf dem freien Markt oder in Gebäuden, die abgebrochen oder umgebaut werden sollen. Und sie baut selbst. Die temporären Wohnsiedlungen in Leutschenbach oder am «Basislager» in Altstetten sind zum positiven Symbol geworden. Sie widerlegen die These, dass Architekten im Asylsystem der Schweiz nur dann gefragt sind, wenn es um Brandschutz geht. Die farbigen Containeranlagen werden auch in Deutschland als gestalterisch gute Lösung präsentiert. Geplant hat sie die AOZ mit dem Architekturbüro «NRS in situ», das in den Containern nebenan mit anderen Künstlern arbeitet. Das «Basislager» an der Aargauerstrasse ist Vorbild für ein funktionierendes Miteinander. Die Wirtin der «Wirtschaft zum Transit» bietet nicht nur Mittagessen für die Kreativen, sondern auch Seelsorge für die eine oder andere Familie. Kinder malen immer mittwochs im Studio zweier Künstlerinnen.

Vom Asylwesen zum Wohnungsbau

Container gelten vielerorts als die Lösung der Stunde. Sie sehen preiswert aus – und temporär. Das akzeptieren selbst sozialneidgeprägte Nachbarschaften und zugewandungskritische Gemeinderäte. Die temporäre Denkweise aber greift zu kurz. Viele Asylbewerberinnen werden bleiben und brauchen auch dann günstige Wohnungen. Die Anerkennungsquote liegt bei sechzig Prozent. Die AOZ hat das erkannt. «Wir sind mit Baugenossenschaften, Anlagestiftungen und der Landeskirche im Gespräch. Wir wollen, dass sie beim Bauen feste Mietkontingente für Flüchtlinge einplanen», sagt Thomas Kunz. Die Stadt Zürich plant, das eine Prozent, das Genossenschaften, die auf einem Areal der Stadt bauen, dem Sozialdepartement vermieten müssen, verstärkt für Geflüchtete zu nutzen.

Auch andere denken voraus. Die Stadt Schlieren plant Wohnungen für 58 Personen. Zunächst sollen Asylbewerber einziehen. Das Grundstück auf dem Werkhof im Nordwesten des Zentrums liegt noch peripher, doch in wenigen Jahren wird drumherum ein Stadtteil entstehen. Mit der Standortentscheidung dreht die Gemeinde den Spieß um. Die Asylbewerberinnen werden nicht dorthin geschoben, wo sie keiner sieht, sondern sie werden schon da sein, wenn alle anderen kommen. Und vielleicht ziehen später auch andere ein, die auf geringe Mieten angewiesen sind. Die Grundrisse, entworfen im Amt der Stadt Schlieren, sind flexibel genug. Nicht zuletzt werden auch Private aktiv. Unter dem Stichwort «Wohnen mit Handicap» wollen das Büro FSP-Architekten und die Pensimo temporär verdichtete Wohnungen bauen, die später umgebaut oder versetzt werden können. ●

Kommentar

Menschenwürdiges Wohnen

Geflüchtete unterbringen heisst in der Schweiz flexibel planen und die Selbstständigkeit der Bewohnerinnen fördern. Mindeststandards für Asylunterkünfte gibt es nicht. Das ist gut. Was passieren kann, wenn Zahlen und Kopfpauschalen dominieren, zeigt eine Holzhütte, die das Badener Büro 3C Architektur ab 82 000 Franken anbietet. Sie soll das Problem vieler Gemeinden lösen, schnell und kostengünstig Asylbewerberinnen unterzubringen. Sie nimmt Bezug auf einen deutschen Mindeststandard von 4,5 Quadratmetern pro Person im Schlafzimmer, hat 36 Quadratmeter Grundfläche, acht Bettnischen, Bad, Küche und einen grossen Esstisch. Offenbar hat niemand darüber nachgedacht, was passiert, wenn acht Personen aus verschiedenen Kulturen und Religionen auf 36 Quadratmetern «wohnen». Werden sie, so wie unsereins in den angesagten Gemeinschaftsküchen, zeitgleich an einem Tisch essen und länger als ein Wochenende in einem Raum schlafen, getrennt nur durch Vorhänge vor ihren Nischen?

Die Situation auf dem Wohnungsmarkt schreit geradezu danach, fachübergreifend Ideen für bezahlbare Wohnformen zu entwickeln, denn viele Geflüchtete werden bleiben. Menschenwürdiges Wohnen bedeutet Wärme, Licht, Privatsphäre und Entfaltungsmöglichkeiten. Diese Grundbedürfnisse können Architekten in Räume übertragen. Doch im Gegensatz zu Deutschland, wo Planer derzeit Symposien, Ausstellungen und Wettbewerbe zum Thema organisieren und Forderungen an Politik und Wirtschaft formulieren, melden sich Schweizer Architekten nur vereinzelt zu Wort. Der SIA schweigt, und auch an den Hochschulen wird das Thema kaum bearbeitet. Allein die Ortsgruppe Basel des Bundes Schweizer Architekten hat Ende März eine Diskussion organisiert. Ist das die typische Schweizer Zurückhaltung? Ist der Druck noch nicht gross genug? In einem Land, das Debatten über Ortsbildpflege, BIM und Zweitwohnungsbau führt, muss auch diese Diskussion in Gang kommen. Friederike Meyer ist Redakteurin der «Bauwelt» in Berlin und war von Januar bis März Austauschredaktorin bei Hochparterre. Im Dezember 2015 erschien «Flucht nach vorn», die von ihr mitkonzipierte und viel zitierte Ausgabe der «Stadtbauwelt» über die Unterbringung von Geflüchteten in Deutschland.

individualität
ist für uns
norm



Unsere Produkte sind genauso individuell wie Sie. Schweizer Qualitätshandwerk hat bei uns seit 50 Jahren Tradition. Sie finden bei uns individuelle Schränke, Garderoben, Sideboards und weitere Produkte nach Mass für den Wohnraum.

Besuchen Sie eine unserer Ausstellungen in Ihrer Nähe
Info-Nummer 0800 800 870
www.alpnachnorm.ch

50
JAHRE

alpnach
norm